



Stradivaris der Zukunft

Stradivari und seine Zeitgenossen, das waren lange die Götter der Streicherwelt, neben denen es keine anderen geben konnte. Aber mittlerweile schicken sich **zeitgenössische Geigenbauer** an, einen Platz im Olymp zu erobern. Die Qualität steigt, die Preise auch.

Von Eva Blaskewitz

Zwanzig Jahre lang war Kleif Carnarius, Solocellist an der Komischen Oper Berlin, mit seinem Instrument zufrieden. 19. Jahrhundert, Herkunft unklar, eingeklebt ein Zettel mit italienischer Aufschrift. „Klingt wirklich schön“, findet er. Das einzige Problem: die Empfindlichkeit des Cellos. „Wenn ich gereist bin mit dem Instrument und es ein bisschen feuchter war oder ein bisschen trockener, und auch jedes Jahr im Sommer, hat es nicht mehr geklungen, es war dann schwierig, Töne herauszukriegen.

Aber im Herbst war alles wieder gut.“ Diese Erfahrung machen viele Musiker, sagt der Geigenbauer Gideon Baumbblatt: „Sie schwören auf ihr altes Instrument, geben aber zu, dass es nur klingt, wenn’s am Vortag geregnet hat, weil es einfach eine bestimmte Feuchtigkeit braucht, und tragen es von Geigenbauer zu Geigenbauer, um es irgendwie zum Funktionieren zu bringen.“

Gideon Baumbblatt und seine Frau Mira Gruszow widmen sich in ihrer Werkstatt in Berlin-Kreuzberg ganz dem Neubau. Sechs Instrumente bauen



sie im Jahr, Geigen, Bratschen, Celli, alle gemeinsam. Eins davon hat Kleif Carnarius kürzlich gekauft. Und er ist glücklich damit: „Es sieht unglaublich schön aus, hat eine tolle Farbe, ich finde es auch in den Proportionen sehr ansprechend, es hat einen tiefen, warmen Klang, es hat etwas sehr Persönliches und klingt nicht so glatt, und es lässt sich sehr gut spielen. Wenn ich es mit dem alten Instrument vergleiche, ist es für mich die halbe Arbeit.“

Immer mehr Musiker entdecken die Vorzüge neugebauter Instrumente. Und wen auch immer man fragt, Händler, Geigenbauer, Instrumentalisten: Alle sind sich einig, dass das Niveau des Geigenbaus in den vergangenen Jahrzehnten enorm gestiegen ist. Das ist nicht zuletzt einem gewandelten Selbstverständnis der Geigenbauer zu verdanken: Während früher jeder für sich im stillen Kämmerlein werkelt und sorgfältig seine Geheimnisse hütete, sucht man heute den Austausch. Legendar ist der Workshop im US-amerikanischen Oberlin, zu dem sich seit einem Vierteljahrhundert alljährlich Geigenbauer aus aller Welt

treffen. In Deutschland macht vor allem die Gruppe „Klanggestalten“ von sich reden, ein Zusammenschluss von etwa 20 Geigenbauern und Bogenmachern, die einmal im Jahr eine große Verkaufsausstellung mit öffentlichen Klangproben und Vorträgen veranstalten. Jean Severin, Geigenbau-Meister aus Weimar, ist seit mehr als zehn Jahren dabei. Natürlich bietet auch die Forschung heutzutage ganz neue Möglichkeiten, sagt er, man könne die alten Instrumente exakt ausmessen und dokumentieren. „Das Wichtigste ist aber, dass die Erkenntnisse geteilt werden, dass man über seine Arbeit spricht. Niemand redet gerne über die Lackzutaten, aber ich würde jedem Kollegen sagen, wie stark das Holz meiner Instrumente ist. Das hätte man früher niemals getan.“

Den Geigenbauern bieten die „Klanggestalten“-Ausstellungen eine unschätzbare Gelegenheit zum Austausch, Musikern die Möglichkeit, Dutzende von



Foto: Jean Severin

Foto: Jean Severin



Neue Geigen auf der „Klanggestalten“-Ausstellung

Foto: Giorgia Bertazzi



Christian Tetzlaff spielt eine Greiner-Geige

neuen Instrumenten zu entdecken und zu vergleichen. Das Interesse daran wächst stetig, nicht zuletzt, weil die Preise der berühmten alten Italiener ins Exorbitante gestiegen sind. 15,9 Millionen Dollar erbrachte 2011 die „Lady Blunt“-Stradivari in einer Versteigerung, bis dato der Rekordpreis. Noch höher lag die Summe für die Guarneri, die nach dem belgischen Geiger Vieuxtemps benannt ist, bestätigt Steven Smith, einer der Direktoren des renommierten Hauses J&A Beare, das die Violine 2013 an eine anonyme Privatperson verkauft hat. Diese Zahlen markieren nur das vorläufige Ende einer wahnwitzigen Entwicklung. „Einige Instrumente würden weit höhere Preise erzielen, wenn sie jetzt auf den Markt kämen“, sagt Smith. Und auch Instrumente von Geigenbauern, deren Namen Laien weit weniger geläufig sind – wie Bergonzi, Guadagnini, Rogeri, Balestrieri – erreichen leicht den Wert eines schönen Einfamilienhauses.

Dabei schneiden sie in Klangproben nicht unbedingt besser ab als ihre modernen Nachfolger; oft im Gegenteil. Die am Pariser Forschungsinstitut CNRS tätige Akustikerin Claudia Fritz hat mehrere Blindtest-Studien mit neuen und alten Violinen durchgeführt. 2013 ließ sie unter ausgeklügelten Bedingungen zehn Solisten insgesamt ein Dutzend Instrumente testen, sechs neue und sechs alte, davon fünf Stradivaris. Die Musiker sollten wählen, welche Geige sie am liebsten

auf eine fiktive Konzertreise mitnehmen würden. Das verblüffende Ergebnis: Sechs entschieden sich für eine neue und nur vier für eine Stradivari. Eine der neuen wurde gleich viermal ausgewählt, eine der Stradivaris dreimal, zwei neue und eine Stradivari jeweils einmal. Die Kritik ließ nicht lange auf sich warten. Kein Wunder, hieß es, eine Stradivari klingt am Ohr des Spielers nicht, sie entfaltet ihren Zauber erst im Saal. Aber eine kürzlich veröffentlichte Nachfolgestudie ergab: Auch die Zuhörer bevorzugten im Blindtest die neuen Geigen.

Damit sind keineswegs alle Einwände gegen die Untersuchungen entkräftet. Viele alte Instrumente sind nicht leicht zu spielen, man muss sich jahrelang mit ihnen beschäftigen, um das Beste he-

Peter Greiner. Er stammt aus Bonn und arbeitet heute in London, seine Instrumente gehören zu den gefragtesten und teuersten unter den neugebauten. Die Begeisterung für alte Instrumente kann er durchaus verstehen: „Ich liebe auch alte Standuhren. Sie haben keinen Vorteil in der Praxis, man muss sie aufziehen, sie gehen nicht genau, sie sind sehr teuer, trotzdem lese ich die Zeit lieber von ihnen ab als von einer Quarzuhr.“ Die Aura der Geschichte, die mit einer Geige aus dem 17. Jahrhundert verknüpft ist, auch der Glanz, den ein Name wie Stradivari auf den Musiker wirft: All das kann ein neues Instrument nicht bieten. „Von daher kann ich es sehr gut nachvollziehen, wenn sich jemand für eine alte Geige entscheidet. Aber rein klanglich gesehen gibt es dafür keinen Grund.“

Eine Einschätzung, die auch prominente Musiker teilen. Der Geiger Christian Tetzlaff hat schon vor zwei Jahrzehnten seine Stradivari gegen eine Greiner ausgetauscht; seine

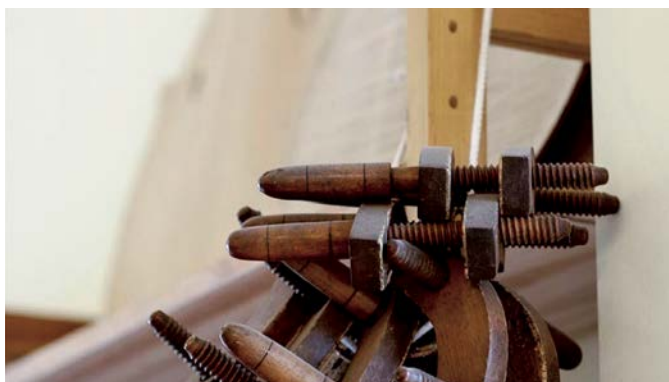
Klanglich gibt es keinen Grund mehr, sich für eine alte Geige zu entscheiden

rauszuholen. Und Stradivari ist nicht gleich Stradivari; welche Instrumente im Test waren, ob eins der berühmten Exemplare aus der „goldenen Periode“ des Meisters oder eher zweitrangige Arbeiten, bleibt das Geheimnis der Forscher. Dennoch: Der Mythos vom unerreichbaren Ideal gerät ins Wanken.

„Die Kritiker sollten endlich akzeptieren, dass der Vorteil der alten Geige nicht im Klang liegt, sondern in ihren anderen Eigenschaften“, sagt der Geigenbauer

Quartett-Kolleginnen Hanna Weinmeister und Elisabeth Kufferath spielen Instrumente von Greiner, ebenso Frans Helmerson, der dafür ein Montagnana-Cello zurückgab, die Geigerin Antje Weithaas oder Andreas Willwohl, Bratschist im Mandelring Quartett.

„Für mich persönlich ist die Sache eindeutig: Ich möchte keine alte Bratsche haben“, sagt Tabea Zimmermann. Seit mehr als 30 Jahren spielt sie auf einer Viola des inzwischen verstorbe-



Peter Greiner und seine Werkstatt

nen französischen Geigenbauers Etienne Vatelot, die sie 1983 als Ersten Preis bei einem internationalen Wettbewerb in Paris gewonnen hat: Rund und warm im Klang ist sie, aber auch durchschlagskräftig. „Die schönen alten Italiener, die wir als das Non plus ultra im Ohr haben, mischen sich viel zu gut mit dem, was um sie herum passiert. Ich bevorzuge eindeutig ein Instrument, das sich auch abheben kann und eine gewisse Definition im Klang hat“, erklärt Tabea Zimmermann. Und: Sie ist froh, dank ihres neuen Instruments einen Bogen um die Händler-Szene machen zu können. „Den Handel mit alten Streichinstrumenten finde ich wirklich unanständig. Das Angebot ist so dünn, es sind einfach Sammlerpreise, die da bezahlt werden.“

Nicht nur die Preise werfen Fragen auf. Ein undurchschaubares Geflecht von einigen wenigen Experten, die zugleich Händler sind, beherrscht den Markt, der zunehmend von Spekulanten erobert wird und fürstliche Renditen verspricht. Die Firma Violin Assets mit

Sitz im Schloss Bedburg bei Köln hat sich gar darauf spezialisiert, hochwertige Streichinstrumente an Investoren zu vermitteln.

Als gute Geldanlage könnten sich allerdings auch moderne Instrumente erweisen, die inzwischen ebenfalls Rekordsummen erzielen. Die Spitzenreiter kommen aus den USA und haben prominente Vorbesitzer: Im Jahre 2003 versteigerte das Internet-Auktionshaus Tarisio eine Geige aus dem Nachlass von Isaac Stern, gebaut vom bekannten amerikanischen Geigenbauer Samuel Zygmuntowicz, für 130.000 Dollar. Und die Kopie einer Guarneri, die Joseph Curtin und Alf Gregg 1985 für den Geiger Ruggiero Ricci angefertigt haben, kam für 132.000 Dollar unter den Hammer. „Sobald eine Geige, ob alt oder neu, mit einem berühmten Musiker in Verbindung gebracht wird, fängt die Spekulation an“, meint der Geigenbauer Peter Greiner. „So wie man einen Originalbrief und den Schnürsenkel einer Berühmtheit erstehen möchte, möchte

man auch die Geige haben, die einmal von einem berühmten Musiker gespielt wurde.“

Bei J&A Beare, der ersten Adresse für alte Streichinstrumente in Europa, bildet der Bereich Neubau zumindest eine Nische im Portfolio des Hauses. Die Qualitäten von Stradivari und Co. könnten die Neuen zwar nicht bieten, meint Direktor Steven Smith; er vergleicht die Instrumente gerne mit einem guten Wein, der erst reifen muss. „Wenn Sie einen Bordeaux von einem der berühmten Weingüter aus dem Jahr 1982 trinken, hat er auch besondere Eigenschaften, die junge Weine noch nicht haben.“ Aber es liegt ihm am Herzen, den Neubau von Streichinstrumenten zu ermutigen: „Wenn sie sich mit den Jahren entwickelt haben, werden einige von ihnen die großen Instrumente der Zukunft sein.“ ■